

Der schwarze Panther.

Abenteuer.



Im Jahre 1835 erkletterte ein französischer Naturforscher, Alfred Mortier, die Doppelflinte auf der Schulter, die Jagdtasche auf dem Rücken und das Waidmesser an der Seite, den Balambuangberg, einen Vulkan, wie es beinahe die Hälfte der achtunddreißig Berge von Java ist. Dieser befindet sich in dem District, dessen Namen er trägt, im Osten der Insel. Neben dem jungen Manne gingen zwei tapfere Soldaten Sufumans, des Sultans von Java, dessen Macht der des ersten Beamten der holländischen Compagnie in Indien gleich kommt. Der eine, welcher Banka hieß, war von kleinem Wuchse, aber hübsch gebaut; die Farbe seiner Haut vom tiefsten Schwarz. Er trug auf dem Kopfe eine Art Hut mit Bistre, auf den Seiten

mit zwei Tigerohren geschmückt, eine ziemlich weite Hose von gestreiftem Zeug, die unter einem langen indischen Rock mit Kragen hervortrat, welcher von einem vergoldeten Ledergürtel zusammengehalten wurde, in dem links ein Kris (Dolch mit krummer Klinge), rechts ein breiter und kurzer Säbel steckten. Ein einfaches Gewehr mit langem Lauf hing an seiner Schulter, und in der Hand trug er eine Lanze von sieben bis acht Fuß Länge. An der Farbe seiner Haut erkannte man den Bergbewohner von der Negerrace, die nach und nach ganz ausstirbt.

Der andere Soldat hatte eine lohgelbe Haut und den Kopf mit einer runden leichten Mütze bedeckt, was einen Bhumi oder weißen Javanesen anzeigte; im Uebri-

gen hatte er dieselbe Tracht, wie der andere. Er nannte sich Koapang.

Der junge Naturforscher hatte Batavia drei Jahre lang bewohnt, war dann nach Surabaya gekommen, nachdem er die bedeutendsten Städte des Kaiserreichs: Cheribon, Tjidamer und Samarang bewohnt; es blieb ihm somit nur noch Balambuang zu sehen, um die ganze Insel durchforscht zu haben.

Mitten in einem lebhaften Gespräch, das die beiden Soldaten durch einen Rangstreit ihrer vornehmen Abkunft würzten, hörte man in dem Walde, durch dessen Lichtung sie gingen, einen unheimlichen Schrei, ähnlich dem einer heiseren Dogge. Unsere Reisenden blieben plötzlich stehen und rüsteten ihre Waffen.

„Ist das ein Tiger?“ fragte Alfred.

„Nein,“ sagte Banka, „aber es ist darum nicht weniger Gefahr vorhanden, denn ich habe die Stimme des Arimau erkannt.“

„Und ich sehe ihn,“ fügte Koapang hinzu, indem er mit dem Finger nach einem Tock oder Kijatil, einem Riesenbaume (der größten bekannten Pflanze), deutete, der isolirt neben der Waldblichtung stand. Sein gerader und sehr dicker Stamm, der beste für den Schiffbau, verzweigte sich in ungeheure Aeste, und in diesen Nesten gewahrte man etwas Schwarzes mit zwei funkelnden Augen von blutrother Farbe. Diesen Gegenstand sehen und anlegen, war für Alfred ein Moment; aber Banka fasste seinen Arm.

„Was wollen Sie thun?“ sagte er. „Wenn Sie ihn sehen, ist Einer von uns verloren. Der Arimau hat geschrien; das ist ein Verweis, daß er uns nicht angreifen wird; denn er ist listig und greift seine Beute nur aus dem Hinterhalt an, indem er sich leise schleichend ihr nähert oder versteckt in einem Gebüsch auf sie lauert. Ziehen wir uns deshalb geräuschlos zurück, und beobachten wir ihn, wenn das Ihre Neugierde reizt.“

Sie zogen sich wirklich zurück; als sie in passender Entfernung waren, schlüpften sie alle Drei in ein Wollbaum- und Orangengesträuch, und verbargen sich in dem dichten Blätterwerk.

„Der Arimau,“ sagte Banka mit gedämpfter Stimme, „ist ein wildes, unbändiges Thier, das nur die dichtesten Wälder bewohnt. Er steigt mit großer Gewandtheit auf die Bäume, denn er besitzt sehr starke und gebogene Klauen, und verfolgt meine Vetter, die Affen, die Wuwu's und die andern Kletterthiere, von denen er sich nährt, bis auf den Gipfel. Seine Augen sind lebhaft, unruhig, in fortwährender Bewegung; sein Blick ist grausam, unheimlich, und seine Gewohnheiten zeugen von troziger Wildheit. Indessen greift er den Menschen nicht an, wenn er nicht gereizt wird; aber bei der geringsten Herausforderung geräth er in Wuth, stürzt sich mit Blitzesschnelle auf ihn und zerreißt ihn, ehe er Zeit hat, an die Möglichkeit eines Kampfes zu denken. Dann springt er hervor, und zerbricht das Horn des stummen Emu (Kasuar), eines ungeheuren Vogels ohne Flügel und Federn; er erwürgt den Mejangan-Banjon (Wasserhirsch), den Kijang und hundert andere Thiergattungen; denn nach dem gestreiften Tiger und dem Rhinoceros herrscht der Arimau in den Wäldern. Er wagt es sogar, auf den wilden Arni (javanischen Büffel) sich zu werfen, und wenn es ihm beim ersten Sprunge gelingt, den drei bis vier Fuß langen Hörnern auszuweichen, so wird er ihn auch erwürgen.“

„Aber namentlich während der Nacht ist der Arimau ein Gegenstand des Schreckens für alle lebenden Wesen. Er kommt aus seinem Schlupfwinkel hervor und schleicht um die einzeln stehenden Wohnungen her, um die Haus- thiere zu überfallen, namentlich die Hunde, die er für einen Leckerbissen hält. Ebenso gemein als wild nährt er sich in Ermangelung lebendiger Speise mit verfaulten Gada- vern. In seiner beispiellosen Grausamkeit schont er sogar seine eigene Familie nicht. Er verfolgt den Kuvuk, die Waldkage, den Arimau-Dahaw, die kleinsten seiner Vetter, und würde sogar seine großen Verwandten, den Tiger und Leoparden, nicht verschonen, wenn er der Stärkere wäre.“

„Stille,“ sagte Alfred, einen Finger auf den Mund legend, „eine neue Scene bereitet sich vor.“

Wirklich kam auch im selben Augenblick eine Gambia-Gutan oder sumatrische Antilope mit fettem Leibe, runden, spitzen und schwarzen Hörnern, aus dem Walde, und richtete durch einen fatalen Zufall die langsamen Schritte nach dem Baume, auf welchem der Arimau saß. Dieser machte sich klein und platt, drehte sich um den Stamm, um sich zu verstecken, und seine glänzenden Augen ließen den Blick nicht von dem Opfer. Die unglückliche Gazelle näherte sich mißtrauenslos, an den Blüthenzweigen des Sachang nagend, dessen Bohnen sehr angenehm schmecken. Das arme Thier war ungefähr noch dreißig Schritte von dem Baume, als plötzlich mit einem wunderbaren Sprung der Arimau sich auf seinen Rücken stürzte und ein furchtbares Geschrei ausstieß. Die Antilope wurde durch den Stoß umgeworfen; mit einer seiner Fagen, die er ihr unter die Kinnbacken schob, drehte er ihr den Kopf um, und zerbrach ihr mit einem Bisse die Hirnschale, und sich auf den zitternden Körper des armen Thieres legend, begann er das Hirn zu fressen.

Während dieser Zeit konnte Alfred die Kraft, Gewandtheit und Beweglichkeit des furchtbaren Thieres beobachten; sein Wuchs glich dem eines Leoparden; sein Fell war glänzend schwarz, selbst unter dem Bauche, und je nachdem das Licht fiel, konnte man Streifen noch tieferen Schwarzes an seinem Körper erkennen.

„Banka,“ sagte der Naturforscher, „nimm Deine Flinte, schleiche Dich in das Gomitigebüsch, und gib' Feuer auf dieses Ungeheuer.“

Banka war ganz verblüfft über diesen Vorschlag.

„Bei Buddah, ich bin kein solcher Narr, daß ich mich auf den bloßen Befehl eines Kranken oder aus purer Großprahlerei freffen lassen werde.“

„In diesem Fall gehe ich selbst,“ antwortete der Naturforscher lachend. „Sie so gut als möglich hinter dem Gebüsch versteckend, schlich er vorsichtig bis auf fünfzig Schritte zu dem schwarzen Panther hin; dieser war glücklicher Weise zu sehr mit seinem Mahle beschäftigt, um ihn gewahr zu werden. Plötzlich, zu gleicher Zeit mit dem Schuß, sprang das wilde Thier sechs Fuß hoch, und fiel dann matt zu Boden, denn die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt; als Alfred es mit dem Fuße stieß, war es todt. Die beiden Javanesen liefen herbei und wünschten ihm zu seiner Unerlöschlichkeit Glück; ohne lange zu zögern, zogen sie dem Arimau mit ihrem Kris die Haut ab.“

„Gepriesen sei der Prophet und mein göttlicher Vorfahre Wischnu,“ rief Koapang erfreut; „da haben wir einen hübschen Pelz, den wir der nächsten Tänzerin anbieten, die wir finden. Die Gazelle wird Banka auf

seine starken Schultern nehmen und ein gutes Mahl daraus bereiten. In der Nähe wohnt mein alter und edler Freund Para-Data, mit dem ich die letzten Feldzüge in Mataram gemacht. Bitten wir ihn um die Gastfreundschaft, die nie ein Javanese abgeschlagen, namentlich wenn man mit vollen Händen zu ihm kommt.

Damit machten sich die drei Wanderer beutebeladen auf den Weg.

Bei ihrer Ankunft fanden sie nicht das freundlichste Willkommen. Para-Data, den Koapang für seinen Freund ausgegeben, erkannte ihn nicht und fragte ihn in ziemlich barschem Tone, wer er sei. Koapang kniete vor ihm nieder und antwortete:

„Großer und mächtiger Wistana, ich hatte die Ehre, unter Eurem Befehl zu dienen, als Ihr den ruhmreichen Feldzug von Mataram machtet.“

„Dein Name?“

„Koapang.“

„Wirklich, ich glaube mich eines ziemlich schlechten Subjectes zu entsinnen, das diesen Namen führte. Was willst Du?“

„Ich bitte um Gastfreundschaft für Eure beiden Sklaven Banka und mich, und für diesen jungen Kawi (Gelehrten), dessen Beschäftigung es ist, Fliegen aufzuspießen, den Käfern nachzulaufen, Kröten in Brantwein einzumachen und seine Taschen mit Rieseln zu füllen, aus Angst, sie möchten davon fliegen.“

Para-Data gab Koapang ein Zeichen, aufzustehen, und wandte sich an Alfred, der ihm einen Empfehlungsbrief der holländischen Compagnie von Batavia übergab.

Lächelnd sagte der edle Widana, nachdem er einen Blick hineingeworfen: „Sie stellen sich mir in sehr zweifelhafter Gesellschaft vor, junger Mann; aber Sie sind mir deshalb nicht minder willkommen.“

Sogleich ward ein prachtvolles Diner aufgestellt, zu dem nur der Naturforscher geladen wurde, während die beiden Soldaten bei den Dienern aßen.

Nach dem Essen traten zwei reizende Tänzerinnen ein, die den Kawi durch ihre charakteristischen Tänze bis zum Abend unterhielten.

„Morgen,“ sagte Para-Data, indem er sich von Alfred verabschiedete, „gehe ich nach Balambuang, um einem Rampok anzuwohnen; wenn Sie das amüsiren sollte, werde ich Sie dahin mitnehmen.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit Vergnügen an. Doch was ist ein Rampok?“

„Thierkämpfe sind eine Liebhaberei der Javanesen; die herrlichsten sind die Kämpfe von Büffeln, Tigern, Arimau's, die man gewöhnlich auf einander hegt; bisweilen finden aber auch Kämpfe zwischen Thieren und Verurtheilten, oder tapferen Soldaten statt. Diese heißen Rampok.“

Der andere Tag war ein Doitto (Sonntag). Kaum war die Sonne strahlend über Balambuang aufgegangen, als sich eine Masse von Menschen um einen ungeheuren Mun-Mun (Circus) versammelt hatte, wo der Rampok stattfinden sollte. Ein großer Käfig stand in der Mitte, in welchem sich ein ungeheurer Arimau befand. Dieses Thier, wüthend, rings um sich her lebende Wesen zu sehen, die es nicht zerreißen konnte, stieß ein gräuliches Geheul aus, machte Sprünge und zerrte mit Zähnen und Klängen an dem Gitter des Käfigs. Soldaten des Sultans, in vier Linien aufgestellt, machten ein großes Carré, von welchem

der Käfig eine Ecke bildete. Banka und Koapang zeigten ihre kriegerische Tournure in der ersten Linie dieser Tapfern, und suchten die Freude, die sie fühlten, unter einer bescheidenen Haltung zu verbergen; es ist nämlich eine große Ehre, von dem Sultan unter diejenigen gestellt zu werden, welche sich beim Klange der Fanfaren in einem Rampok zerreißen lassen dürfen. Offen gesagt, Koapang, der vielleicht mehr Prahler, als wirklich muthig war, hatte es für das Gerathenste gehalten, mit Toddi und Arak sich Muth zu machen, was, wie sich zeigen wird, ganz angemessen war.

Auf Befehl des Sultans umgaben zwei bis drei Biqueurs den Käfig mit trockenen Blättern, legten Feuer daran, zogen sich langsam beim Klang einer rauschenden Musik zurück, und man sah aus Flamme und Rauch den Arimau springen, dessen Wuth ihren höchsten Grad erreicht hatte; er blieb mit emporstarrenden Haaren, die Seiten mit dem Schwanze peitschend und den Kopf nach allen Richtungen drehend, vor den Männern stehen, welche den Käfig umgaben. In diesem Augenblick sah man jeden nach der Waffe greifen, denn man glaubte, er werde sich jetzt auf den Einen oder Andern losstürzen. Er that es jedoch nicht und begnügte sich damit, in die Mitte des Carrés zu springen wie eine Kage, die auf ihre Beute zu stürzen im Begriffe ist. Vergeblich bot man Allem auf, das Thier zu reizen; es weigerte sich beharrlich, sich auf die Piken zu stürzen, deren Spitzen ihm entgegengestreckt waren. Koapang, den die Citelkeit, welche den Fond seines Charakters bildete, und wahrscheinlich auch der Arak zu Thaten trieb, wartete nicht, bis der Sultan acht bis zehn Menschen den Befehl gab, das Ungeheuer anzugreifen, wie es unter solchen Umständen der Fall ist, sondern trat aus den Reihen, die Lanze in der Hand, auf das Thier zu, das sich immer kleiner machte, je näher er herankam. Plötzlich sprang der Arimau mit einem unheimlichen Schrei auf den Soldaten zu, dessen Lanze zerbrach, und der sich nun mit dem Thier auf dem Boden wälzte. Tausend Schreie durchtönten die Luft; aber keine Hand war so kühn, sich ins Mittel zu legen. Plötzlich hörte man eine weibliche Stimme unter dem Volke rufen: „Banka, rette ihn, es ist mein Bruder und mein Herr!“ Eine der Tänzerinnen war die Rufende.

Banka hat das Wort kaum gehört, als er seine Lanze wegwirft, sich auf das Ungeheuer stürzt, es mit seinem Kris trifft und es zwingt, einen neuen Kampf zu beginnen, der länger als eine Viertelstunde dauerte. Er führte mehrere Stöße gegen den Kopf, die Augen, hinter die Ohren und traf es zuletzt mit dem Dolch in's Herz. Der furchtbare Arimau fällt verendend auf den zitternden Körper Koapangs, und der Sieger wendet den Blick von der gräßlichen Scene nach dem Orte, wo die Stimme her erscholl.

Der Sultan klatscht Beifall und läßt die beiden Soldaten vor sich kommen; Koapang lohnt seinem Retter mit der Hand seiner Schwester, während der Fürst ihm einen mit Diamanten besetzten Kris verehrt.

Der Tag schloß auf's Glänzendste mit einem kostbaren Mahle und der Einladung des Sultans an den Naturforscher, während seines Aufenthaltes in Balambuang in seinem Palaste zu wohnen.

Die Kirche Santa Maria in Cosmedin zu Rom.

Die Kirche Santa Maria in Cosmedin, welche auch den Namen führt della bocca della verita (vom Munde der Wahrheit), weil sich unter dem Peristyl ein antiker, mit offenem Munde dargestellter Kopf befindet, der, als einst ein Lügner die Hand hinein gesteckt, den Mund ge-

schlossen haben soll, und von dem das Volk glaubt, daß er in ähnlichen Fällen, besonders bei Treulosigkeit, das Gleiche thue, weshalb man bei jener Maske schwört, — diese halb heidnische, halb christliche Kirche ist in einem reizenden Style erbaut. Von dem alten Ceres- und Proserpinatempel ist noch ein großer Theil der Cella und ein Rest von acht Säulen übrig, von denen fünf im



Santa Maria in Cosmedin zu Rom.

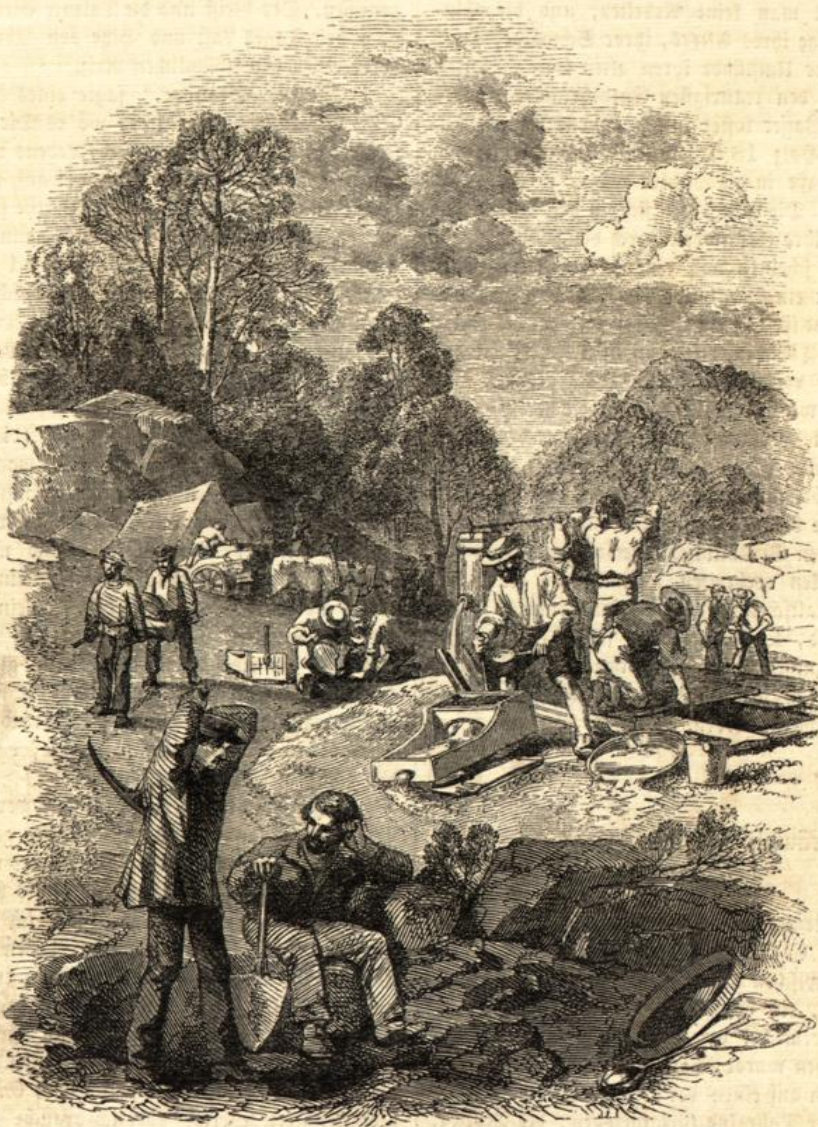
Innern der Kirche, eine in der Sacristei, zwei an der nördlichen Seite sind. Auf der Tribune befindet sich ein bischöflicher Sitz in Marmor. Der Hauptaltar ist von rothem ägyptischem Granit und mit einem Baldachin überdeckt. Diese Kirche, die zweite, welche in Rom der Maria geweiht wurde, hieß früher Santa Maria in scuola greca, weil sie von griechischen Geistlichen bedient wurde,

welche auch ein von Griechenland mitgebrachtes Bild darin aufhängen. Der h. Augustin soll in diesem Gebäude die griechische Grammatik gelehrt haben. Das Volk nennt die Kirche noch immer nach der Maske, mit der man Kindern Furcht einjagt. — Der Springbrunnen dieses Platzes ist nach der Zeichnung des Carlo Bizzaccheri ausgeführt.

Die Entdeckung der Goldminen in Australien.

Im Laufe des Jahres 1850 verließ ein Colonist von Neu-Südwaless (Ostküste von Neu-Holland), Herr Macgregor, die Pflanzung, die er besaß, und begab sich nach Californien, in der Hoffnung, dort sich rasch ein Vermögen zu machen. Da ihm dies jedoch nicht gelang, so kehrte er nach seinen früheren Besitzungen zurück. Anfangs April 1851 war er in Neu-Südwaless. Er brachte von

jener Reise eine Idee und einen Plan mit. Er hatte nämlich eine große Aehnlichkeit zwischen dem Goldterrain Californiens und den Schiefer- und Kalklagern der Canobalassberge gefunden, wo sein Besitzthum lag, und sagte sich deshalb, daß der australische Boden ebensoviel Gold als der californische enthalten könne. Kaum zurückgekehrt, ließ er Nachgrabungen anstellen; sie rechtfertigten seine Vermuthung. Er beeilte sich, seine Entdeckung der Regierung anzuzeigen, die ihm als Belohnung für diese



Die Goldsucher in Australien.

Neuigkeit eine beträchtliche Summe Geldes zuerkannte und ihn zum Director der Minen ernannte, von denen er im Namen der britischen Regierung Besitz ergriff. Die Bewohner des Landes, von dieser Entdeckung in Kenntniß gesetzt, eilten massenhaft herbei. Die ersten Nachgrabungen wurden am Verbindungspunkt zweier Flüsse veranstaltet, welche die ganze nördliche Seite der Canobalass durchströmen. Man fand dort häufig Goldstücke im Gewicht von 2—3 Pfunden. Mehrere Meilen Goldlandes waren bereits ausgebeutet, als die von der Regierung angestellten Geologen gegen Ende Junis das Dasein anderer Lager in

dem Bassin des Flusses Macquarie und an den Ufern des Furukstromes ankündigten.

Auf einer andern Seite sahen die Bewohner der Colonie la Victoria ihre Bemühungen gleichfalls mit Erfolg gekrönt. Die Minen von Clone, Melbourne, Balarat, des Alexanderberges, enthielten ungeheure Schätze. Man fand im Alexanderberge einen Goldklumpen von mehr als 27 Pfund, 11 Zoll lang und 5 Zoll breit. Die Tagesarbeit eines Mannes förderte oft Gold im Werth von 700 fl. an's Licht.

Diese Entdeckungen haben indessen in anderer Hin-

sicht sehr verderblich auf die Colonieen gewirkt. Australien ist, wie man weiß, eines der fruchtbarsten Länder. Seine Produkte, — Korn, Wein, Früchte, — sind im Ueberflusse vorhanden. Die Heerden mehrten sich auf ihren fetten Weiden; die fischreichen Flüsse erleichterten die Communication; die Luft ist rein, das Klima gut. Vor der Entdeckung der Minen lebte man dort im Ueberflusse und Frieden; heutzutage hat sich Alles verändert. Felder und Städte sind verlassen; man erntet nicht mehr, man säet nicht mehr; die Früchte verfaulen an den Bäumen. In den Städten findet man keine Arbeiter, und die Einwohner, die in Folge ihres Alters, ihrer Schwäche, ihrer Pflicht oder anderer Umstände ihren alten Gewohnheiten treu bleiben, sind den traurigsten Entbehrungen ausgesetzt. Ein Eimer Wasser kostet in Melbourne 3 fl. 30 kr., eine kleine Ladung Holz 18 fl., für die kleinste Last, die man von einer Straße in die andere trägt, fordert man enorme Summen. Die Leute, die sich in den Minen bereichern, ruiniren ihre Gesundheit durch die größten Ausschweifungen. Sie scheinen von einer Art Schwindel erfaßt: der Eine legt ein Bankbillet wie Schinken zwischen zwei Butterbrode und isst es; ein Anderer verzehrt bei einem Pastetenbäcker zwei Törtchen, wirft ein 500 Fr.-Billet auf das Comptoir und verweigert die Annahme dessen, was ihm herausgegeben wird. Während ein Theil der Bevölkerung die Kaufsmittel verschwendet, verschwindet der wahre Reichtum des Landes von Tag zu Tag mehr: das Geld liegt brach; die Fabriken stehen leer; man producirt nichts mehr. Die Schiffe bringen aus allen Ländern Tausende von Menschen, deren Brutalitäten, Gewaltthaten und Laster überall Schrecken verbreiten. Man wird die Beute der furchtbaren moralischen Zerrüttung Californiens. Diebstahl, Mord, Brand gehören schon jetzt zu den gewöhnlichen Ereignissen und rechtfertigen die Wahrheit der Beobachtung: daß die Entdeckungen häufig den Entdeckern am gefährlichsten werden.

Fräulein du Riban.

Erzählung.

Unter der Regierung Ludwig XIII. und während der Herrschaft des Cardinals Richelieu lebte auf einem kleinen Pachthofe zwischen Tours und Amboise die Familie Riban; der Vater, ein ehemaliger Brigadier eines Dragonerregimentes, dem bei der Belagerung von Rochelle ein Arm abgeschossen wurde, hatte sich mit einer Pension von fünfzig Thalern auf einen der kleinen Pachthöfe eines reichen Herrn in der Touraine zurückgezogen; die Mutter, von einem armen, aber edeln Hause der Bretagne, hatten die Umstände zu einer Ehe mit diesem ehrenwerthen Bürgerlichen gezwungen, welcher damals ein ziemlich hübsches Vermögen besaßen, das er später durch unklugen Gelmuth verloren hatte; die Tochter, Eleonore, war ein Mädchen von sechzehn Jahren. Außerdem gehörte zur Familie eine junge Bretagnerin von zwanzig Jahren, Marianne, das Kind einer alten verstorbenen Dienerin. Das gute Mädchen wollte, als das Unglück über die Familie hereinbrach, ohne Lohn im Dienste bleiben, um die guten Leute ihre Bequemlichkeit nicht missen zu lassen.

In der ganzen Nachbarschaft standen die Riban in großer Achtung. Obgleich von höherer Bildung als die übrigen Pächter, erhoben sie sich doch über Niemanden,

und man gab ihnen freiwillig, was ihnen gebührte. Wenn Eleonore Sonntags die Messe besuchte, bewunderten selbst die Frauen des Schlosses die naive, geistige Anmuth, die schönen blonden Haare, und die edle Haltung des jungen Mädchens, und sagten dem Elternpaare tausend Artigkeiten darüber. Aber diese antworteten stets ausweichend, wenn die reichsten und vornehmsten Häuser dem jungen Mädchen sich öffneten. So zurückhaltend und eingezogen ihr Leben war, versäumte die edle Frau doch nicht, ihrer Tochter die Erziehung und Bildung zu geben, die sie selbst genossen. Der Geist und die Talente Eleonores verließen nach des Tages Last und Hitze den Abenden des Pacht-hofes einen eigenthümlichen Reiz.

„Meine Eleonore,“ sagte eines Tages du Riban, „Du bist nun in dem Alter, wo es Dir gut und nützlich sein wird, die Geschichte unseres Lebens und Deiner Kindheit zu erfahren. Horche also wohl auf, und lerne dadurch Deine Mutter in ihrem ganzen Werthe schätzen.“

„Mein Vater, ein guter Normanne, hatte glänzende Handelsgeschäfte gemacht, und genoß bei den hohen Herren seiner Zeit das Ansehen eines rechtschaffenen Mannes, denn Herr von Sully stellte ihn eines Tages Sr. Majestät vor und sagte: „Sire, ein rechtschaffener Mann!“ worauf der König antwortete: „Ich danke, mein lieber Herzog, das ist eine Qualität, die wir in Saint Germain kaum kennen.“ Als Gott meinen Vater zu sich rief (die Mutter hatte ich am Tage meiner Geburt verloren), machte mich die Einsamkeit und Verlassenheit, in der ich nun dastand, so unglücklich, daß ich mich durch Reisen zerstreuen wollte. Ich begann mit der Bretagne . . . und mit der Bretagne schloß ich auch; denn dort lernte ich Deine Mutter kennen, deren Ebenbild Du heute bist. Mein Herz und mein Schicksal fesselten sich für immer: ich war bürgerlicher Abkunft, sie eine Adelige; aber sie glaubte in meinem Herzen einen Seelenadel zu finden, der sie über die Standesvorurtheile wegsehen ließ, während mein Gold den Fürsprecher in einem Hause machte, das seit den Zeiten der Ligue zu Grunde gerichtet war.“

„Ich brachte meine Frau nach der Normandie, wo sie sich rasch an die Handelsgeschäfte gewöhnte, und der Himmel erhöhte unser Glück, indem er mir Dich schenkte. Sechs Jahre ging alles gut, und nichts blieb uns zu wünschen übrig. Eines Morgens sehe ich den Marquis von Lureul in mein Comptoir treten, dessen Gefälligkeit mein Vater mehr als einmal hatte kennen lernen; er war blaß und erschöpft. „Mein lieber Riban,“ sagte er, „wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen, so bin ich entehrt, vernichtet; ich habe diese Nacht im Spiele fünfzig tausend Thaler verloren, die ich nicht bezahlen kann. Ich habe Güter von mehr als dem dreifachen Werthe, aber ich brauche die Summe innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden, und bin aus Rücksicht auf meine Frau und meinen Sohn nicht im Stande, eine solche Thorheit zuzugestehen. Wollen Sie mir die fünfzig tausend Thaler geben, so werde ich Ihnen eine Verschreibung all' meiner unbeweglichen Güter ausstellen, die Sie oder ich im Verlauf der nächsten zwei Jahre verkaufen, damit es nicht den Anschein habe, als ob ich dazu gezwungen worden wäre.“ Ich antwortete dem Marquis, daß ich im Ganzen nicht mehr besitze, als die fünfzig tausend Thaler, daß jedoch, wenn meine Frau damit einverstanden sei, ich sie ihm unter den vorgeschlagenen Bedingungen geben wolle. Sie that es, weil es eine schöne und edle Handlung war, und die Ehre des Marquis von Lureul wurde gerettet. Wir hatten uns kaum von

diesem Schlage etwas erholt, als wir erfuhren, daß der Marquis sich bei einer der Verschwörungen, wie sie zu jener Zeit nur zu häufig ausbrachen, kompromittirt und sich in Folge dessen gezwungen gesehen, plötzlich zu fliehen. Ich wollte meinen Vertrag geltend machen, aber er ermangelte der gesetzlichen Form und war somit ungültig. Wir waren ruiniert und konnten kaum unsere Sache mit Ehren bereinigen. Ich war jedoch körperlich und geistig stark; ich kannte den Obersten eines Dragonerregiments der Königin, der mir, wenn ich in sein Corps einträte, ein rasches Avancement versprach. Ich zögerte nicht, und zog zur Belagerung von Rochelle ab, welche der Cardinal-Minister in eigener Person leitete. Ich wurde bei dem ersten Sturme Brigadier, . . . beim zweiten verlor ich den Arm. Gezwungen, mit einer mäßigen Pension den Dienst zu verlassen, suchte ich irgendwo ein Unterkommen, bis ich endlich diesen Pachthof in der Touraine fand, . . . wo wir ziemlich arm, aber doch bei einander leben, was mehr ist, als geschieden im Ueberfluß."

Vater, Mutter und Tochter umarmten sich weinend.

"Aber hast Du nie mehr von dem Marquis von Lureul gehört?" fragte Eleonore.

"Er floh mit seiner Frau, die er bald verlor, und seinem Sohne nach Amerika. Er schrieb mir mehrere Briefe, um mir seine Verzweiflung zu beweisen; er denke nicht, sagte er, an sein eigenes Unglück, das er nicht verdiente, . . . der König werde einst seine Unschuld einsehen, er denke nur an unsern Ruin, der ihm stets vor Augen sei. Wenn ich diese Sache heute zur Sprache brachte, so geschah es wohl auch, weil ich diesen Morgen Nachrichten von dem Marquis von Lureul erhielt. Er arbeitet angestrengt, schreibt er, um sich einst in den Stand gesetzt zu sehen, mir seine Schuld abzutragen, auch erziehe er seinen Sohn, der jetzt zwei und zwanzig Jahre alt ist, ganz mit dem Hinblick auf diese Verpflichtung; aber das Land des Grils sei wenig fruchtbar und bis heute könne er nur von der Hand in den Mund leben."

"Bezüglich dieses Sohnes schreibt mir der Vater, daß er Dichter sei, und sendet mir einige Verse, die Eleonore uns vorlesen wird."

Das junge Mädchen gehorchte gerne, und man fand die Verse reizend, — namentlich die Vorleserin, die sie ihrem Album einreichte.

Fünfzehn Monate waren verflossen seit dieser Zeit, als Frau du Riban plötzlich von einem Unwohlsein befallen wurde, welches den Tod zur Folge hatte. Zwei arme Herzen wurden gebrochen, die sich nun noch enger an einander angeschlossen. Eleonore widmete sich ganz ihren kindlichen Pflichten und suchte die Tage ihres Vaters, so viel in ihren Kräften stand, zu erheitern.

"Gräulein," sagte eines Tages Marianne, "ich möchte wetten, daß ein großer und reicher Herr bald um Ihre Hand werben wird. Ich habe schon dreimal davon geträumt."

Wenige Tage nach dieser Prophezeiung erhielt Herr du Riban ein Billet folgenden Inhalts:

"Herr du Riban!

"Sechs Monate sind es, seit ich Ihre Tochter gesehen, sechs Monate sind es, seit ich sie liebe; ich habe alle ihre Vorzüge, ihre Tugenden kennen lernen. Erlauben Sie, daß ich ihr meine Achtung an den Tag lege. Sie hat nur ein Wort zu sprechen, und mein Name und mein Vermögen liegt zu ihren Füßen."

Graf Robert de Merolles."

Der Graf von Merolles, Herr eines ungeheuren Vermögens und sechs und dreißig Jahre alt, besaß ein herrliches Schloß in der Nähe von Saumur, eine Tagereise von Ribans Pachthof, und nahm eine der ersten Stellen bei Hof ein. Er war ein Cavalier in der vollen Bedeutung des Wortes zu jener Zeit: Spieler, Tänzer, Jäger, — galant, flatterhaft, übermütig. Während seines Aufenthaltes in der Gegend von Amboise hatte er Eleonore mehrere Male in der Kirche gesehen, und sein Stolz beugte sich vor dem Engelsbilde.

Du Riban antwortete, daß er und seine Tochter sich durch das Anerbieten des Grafen sehr geehrt fühlen. Er kam nach dem Pachthof. Eleonore fühlte keine besondere Zuneigung zu ihm; aber sie war ein dankbares Kind, und in der Hoffnung, den Grafen glücklich zu machen und die alten Tage ihres Vaters erheitern zu können, entschloß sie sich, dem Grafen von Merolles zu folgen, wie Eüther dem Ahasveros. Statt aller Güter, die der Graf ihr verschrieb, wollte er nur, daß Eleonore den Namen ihrer Mutter annehme; nach langem Widersträuben willigte sie ein und hieß fortan Eleonore von Kerouan.

(Schluß folgt.)

Holländische Landschaft.

Land, Wasser, Sumpf, was soll man sagen. Von der Natur zum Paradiese der Kraniche und Frösche bestimmt, ist Holland im Lauf der Jahrhunderte durch die zähe und schlüpferige Geduld eines kleinen germanischen Völkchens, das Riemen statt der Lungen gehabt zu haben scheint, in einen fruchtbaren und stark bevölkerten Wohnsitz der Menschen umgewandelt. Man werfe einen Blick auf die Karte. Holland bildet, wie Unteregypten, ein Delta, nämlich ein Schein-Delta. Eingefaßt von den Armen des Rheins, verdankt es auch, allem Ansehen nach, sein schlammiges Dasein dem Schlamm, den dieser Strom auf seiner langen Fahrt von den Alpen zur Nordsee mit sich wälzt. Noch auf Karten des Mittelalters steht man überall Seen, Moore und Sümpfe unordentlich durcheinander zerstreut. Freilich, des Wassers ist seit jener Zeit eher mehr als weniger geworden. Die Südersee ist aus feuchten Wiesen und einem Landsee entsprungen, viel Land ist außerdem ertrunken; allein dagegen ist ein großer Theil der Sümpfe und Moore ausgetrocknet, Ziel und Regel in den feuchten Wüst gebracht, und ein Element, das den Menschen zu verschlingen drohte, nicht allein nothdürftig gebändigt, sondern zur Quelle der Reichthümer und des Wohlstandes umgeschaffen. Und so steht man hier, mitten in Europa, eine höchst curiose, egyptisch-chinesische Kunstwelt, Verstand und Geduld über und unter der Erde, ein durchgreifendes System von Dämmen und Deichen, Schleusen und Canälen höchst einfacher Natur, aber nichtsdestoweniger bewundernswerth durch das Massiv und Kostspielige ihrer Anlage und das verständige Zusammenwirken der Jahrhunderte, welches man dabei gewahr wird.

Will man sich eine anschauliche Vorstellung dieses Wasserreiches machen, so fasse man folgende Hauptzüge in's Auge.

Der größte und beste Theil des Bodens von Holland liegt unter dem Spiegel der See zur Fluthzeit, liegt daher zwischen den beiden Extremen der durch Ebbe und Fluth

alle sechs Stunden veränderten Wasserstände, würde also alle sechs Stunden unter Wasser und alle sechs Stunden wieder auf's Trockene gesetzt werden, ohne das Vorhandensein jenes natürlichen Bollwerkes der Dünen und andererseits der künstlichen Dämme und Deiche, womit die Einwohner die Ufer ihrer Flüsse, der Südersee u. s. w. beschirmen. Und dennoch würde Holland in kurzer Zeit rettungslos versinken und in sein altes morastiges Element zurückkehren, wüßte man nicht täglich die große Menge Wassers herauszuschaffen, welche sich täglich von innen sammelt aus Thau, Nebel, Regen, Quellen, Durchsickerung des Bodens u. s. w. Für diesen Zweck benutzt man auf die einfachste und sicherste Weise das Phänomen der Ebbe und Fluth, als worauf der größte Theil der hydrotechnischen Anstalten dieses Landes wesentlich basiert ist. Die Polder, so nennt man die tiefliegenden Wiesen, welche einer künstlichen Entwässerung bedürfen, verdanken diesen Act und ihre Erhaltung Schleusen, welche eingerichtet

sind, wie Ventile an Pumpwerken. Sie öffnen sich nach der Seite des Meeres oder der großen Ströme, sobald der Wasserdruck von innen erfolgt und das Strom- oder Meerwasser diesen Druck nicht durch einen Gegendruck aufhebt, also zur Zeit der Ebbe. Das andringende Wasser der Fluth hingegen schließt die beweglichen Thore der Auswässerungsschleusen, so daß kein Seewasser in die Polder tritt und das Binnenwasser Zeit erhält, sich während dem Verlaufe der Fluth in den gezogenen Gräben und Canälen zu sammeln. Ein nicht geringer Theil der holländischen Polder hat sogar eine noch tiefere Lage als der Wasserstand der Nordsee zur Zeit der Ebbe; sie sind entstanden aus alten ausgetrockneten Mooren, Sümpfen, Seen u. s. w. und ihr Wasser läßt sich nur durch Windmühlen in die Canäle auswässern, aus welchen es durch Auswässerungsschleusen in's Meer ausgestoßen wird.

Alle Gewässer der Seeprovinzen, eingeschlossen von der Maas, dem Lek und dem Y, bilden eine Zahl von



Holländische Landschaft von Aers.

Bewässerungs- und Entwässerungssystemen, deren Centralpunkt das sogenannte Harlemer Meer ist, ein großer Binnensee, der vormals im offenen Zusammenhang mit dem Y und der Südersee stand und daher dem Spiel der Ebbe und Fluth ausgesetzt war, jetzt aber durch die großen Arbeiten von 1840 bis 1855 ganz trocken gelegt ist.

Jede dahin auswässernde Landschaft, als Rheinland, Delfland, Schieland u. s. w. (uitwatering) bildet ein eigenes Wasserreich, dessen Wasserbürger alle dahin gehörigen Grundbesitzer sind. Diese erwählen einen Rath sachverständiger und starkbetheiligter Männer, Hemrad-schapij genannt, welchem sie ihre hydrotechnischen Interessen mit großen Vollmachten anvertrauen. Er wacht für die Dauer und Sicherheit der Dämme und Schleusen, und läßt alle beobachteten Mängel und Gebrechen ohne Zeit-

verlust in Stand setzen. In die Kosten theilen sich alle Grundbesitzer. Soll etwas von Bedeutung unternommen werden, so wendet sich der Rath an den Waterstaat, welcher ein besonderes Ministerium bildet, und die Hemrathschapten centralisirt. Gleiche Noth, gleiche Gefahr vereinigt alle Kräfte für diese wichtigste Angelegenheit des Landes, dieses kleinen Landes, das so große Dinge durchgesetzt hat. Die Noth hält sie beständig in Athem. Sie gleichen Matrosen auf einem lecken Schiffe, die Tag und Nacht pumpen müssen, um nicht unterzugehen.

Wie das Wasser, so ist auch die Luft dem Holländer unterthan: eine holländische Landschaft ohne Windmühlen ist kaum denkbar; sie unterbrechen die Eintönigkeit des Terrains und gewinnen in dem ebenen Lande das Ansehen von Burgen, die hier Korn mahlen, Holz sägen, Oel stampfen, Papier formen u. s. w.